



ISBN: 978-3-98660-207-9

© 2025 Kampenwand Verlag
Raiffeisenstr. 4 · D-83377 Vachendorf
www.kampenwand-verlag.de

Versand & Vertrieb durch Nova MD GmbH
www.novamd.de · bestellung@novamd.de · +49 (0) 861 166 17 27

Autor: Jay Khan
Aufzeichnung und Redaktion: Susanne Stampf-Sedlitzky
Lektorat: Karoline Kuhn
Bild Cover: ©Kevin Lauderlein
Bilder Bildteil: Privatarchiv Jay Khan

Druck: Printed in Slovenia · Florjančič tisk d.o.o.
Perhavčeva ulica 44 · 2000 Maribor · Slovenia

Um die Persönlichkeitsrechte zu schützen, wurden die Namen einiger in diesem Buch erwähnter Personen abgeändert.

JAY KHAN

TARIQ &
ICH

Lieben und Lügen
meines Lebens

INHALT

VORWORT	11
1 LADY DI AND I	15
2 DER GERUCH VON NIKOTIN UND TRÄNEN	23
3 LÖWENMUTTER	35
4 DER TALENTIERTE MR PRIEST	49
5 TARIQ FROM THE BLOCK	55
6 HERE WE GO – WIE ALLES BEGANN	67
7 BIG IN AMERICA	87
8 AUS TARIQ WIRD JAY	95
9 „BIG DADDY LOU“	109
10 EINE EXPLOSIVE MISCHUNG	123
11 HEILIGE „MARIA“!	135
12 UND DANN KAM KATY ...	145
13 DIE ERSTE TOUR, DER ERSTE SKANDAL	153

14	US5 GEGEN TOKIO HOTEL	165
15	VON RUSSISCHEN OLIGARCHEN UND ANDEREM WAHNSINN	173
16	GOODBYE, LOU	187
17	BOYBAND-DÄMONEN	205
18	EIN KUSS OHNE FOLGEN	215
19	VINCENT UND CRUELLA	221
20	EINE SCHRECKLICH NETTE FAMILIE	231
21	BARBIE UND KEN	239
22	DIE ZEITBOMBE TICKT	249
23	REGINALD UND DRUSILLA	259
24	„SCHLUSS IN AMERICA“	269
25	OUT OF CONTROL	281
26	DER RUF DES DSCHUNGELS	293
27	VON DSCHUNGELNATTERN UND ANDEREN SCHÄDLINGEN	307
28	NO WAY OUT	329
29	IM TUNNEL	337

30	NACKT	347
31	IM FREIEN FALL	355
32	DEIN ARSCH GEHÖRT MIR!	365
33	WER NICHTS WIRD, WIRD WIRT	377
34	ALL OVER NOW ?	389
35	MIT FALCO IM WINTERGARTEN	401
36	DAS GROSSE GLÜCK – FAST VERPASST UND DOCH GEFUNDEN	415
37	„TEAM 5ÜNF“ UND DAS CHAOS (NOCH LANGE NICHT) SCHLUSS	425
	BRIEF AN X	439
		445



Tariq

VORWORT

Hey Freund,
herzlich willkommen in meiner Lebensgeschichte!

Hier erwartet dich eine kleine Reise in die Vergangenheit, in der ich unsere Jugend nochmal aufleben lasse. Du wirst aber auch Sachen erfahren, die du wahrscheinlich noch nicht wusstest. Klar, die großen Themen – US5, Lou Pearlman, Dschungel – kennt jeder, aber das, was ich darüber schreibe, ist zu 90% noch nie erzählt worden oder nur sehr oberflächlich. Ich habe mich nochmal tief in diese Zeit reingebohrt und hoffe, dass du gut unterhalten wirst. Es wird spannend, traurig, überraschend, lustig und wild. Wenn du US5-Fan warst, wirst du dich auf jeden Fall sehr daran erfreuen. Manches, was ich schreibe, wird dich vielleicht aber auch schockieren – nicht nur im negativen Sinne – und auch hartgesottene Supporter werden mich wahrscheinlich ein Stück weit neu kennenlernen.

Du wirst schnell merken, dass ich mich in diesem Buch nicht selbst beweihräuchere. Es kann auch sein, dass du mich danach nicht mehr so mögen wirst, aber ich kann kein beschönigtes Zeug schreiben, in dem ich nicht authentisch bin. Dann würdest du nur eine maximal verschleierte und konstruierte Version von mir kennenlernen, und wem sollte das irgendwas bringen?

Die letzten 22 Jahre meiner Karriere musste ich immer zu einem gewissen Grad kontrolliert sein: Was erzähle ich, bis wohin kann ich

gehen, was nicht? In der ganzen Zeit habe ich mich selbst noch nie so blank gemacht wie hier. Mein Wunsch ist, dass man das schon alles ernst nehmen sollte, aber manches darf man auch ruhig mit einem kleinen Augenzwinkern begutachten. Was ich nicht tue, ist die Geschichten von anderen Leuten ausplaudern. Wer sich das erhofft hat, der wird nicht viel bekommen.

Ich erwarte von diesem Buch keine vollständige Rehabilitation bei den schwierigen Themen, auch wenn das schön wäre. Aber was ich mir erhoffe, ist, dass vielleicht manche Leute, die ein sehr gefestigtes Bild von mir haben, aufhorchen und sagen: „Ui, das hätte ich nicht gedacht.“

Aber vor allem bin ich froh, dass ich das Privileg hatte, ein Buch machen zu dürfen. Ich meine, es ist ein Buch! Das ist schon so ein Bucket-List-Ding für mich. Man kann es immer wieder mal aus dem verstaubten Regal ziehen, nochmal für sich selbst lesen, vielleicht später mal seinem Kind geben. Nicht aus Ego-Prestige-Gründen, sondern hier stehen die Dinge drin, die mich ausmachen. Das ist mein Leben. Es hatte auch was Therapeutisches an sich, das alles nochmal zu reflektieren. Schon deshalb habe ich alles gegeben, um es richtig gut zu machen. So bin ich einfach gepolt: Immer alles zu geben und so stark wie irgend möglich nach vorne zu preschen.

In diesem Sinne – viel Spaß beim Lesen,

Dein Jay. Oder Tariq. Oder ...

Drosilla



1

LADY DI AND I

15 —

Die zarte Hand streicht über meine Wange. Ihre stahlblauen Augen richten sie nur auf mich. Diese fünf magischen Sekunden mit Lady Diana erscheinen mir wie eine Ewigkeit. Ich bin verzaubert.

Das ist kein kitschiger Traum. Es hat sich wirklich so abgespielt.

Im Oktober 1985 besucht Lady Diana zum ersten Mal Westberlin. Die Mauer steht noch zwischen Ost und West. Die Prinzessin ist hier, um das britische Royal Hampshire-Regiment zu besuchen, das mitten in der Stadt stationiert ist und dessen Ehrenoberhaupt sie ist. Krieg und Soldaten interessieren die spätere „Königin der Herzen“ nicht wirklich, wie man weiß. Als ehemalige Erzieherin hat sie lieber fröhliche Kinder um sich. Das Team des Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker hat eine Idee: Die Schützlinge einiger auserwählter Kindergärten vornehmlich aus der näheren Umgebung, dürfen einen Ausflug zum Schloss Bellevue machen. Am Rande des Gehweges, abgesperrt durch ein einfaches Seil, warten die Kinder auf Lady Diana – und ich bin dabei. Auch als dreieinhalbjähriger Knirps habe ich kapiert, dass wir gleich eine richtig echte Prinzessin sehen werden.

Noch ahnt niemand, dass diese junge Frau einmal die größte Prominente auf diesem Planeten sein wird. Niemand ist so oft fotografiert worden wie sie.

Ich erinnere mich noch genau an meine Gefühle, als ich Lady Diana herankommen sehe. Schon damals übt sie auf mich einen geradezu überirdischen Zauber aus. Sie ist groß und schlank, trägt einen schwarzen Rock, einen pinken Blazer mit schwarzen Knöpfen und einen passenden Pillbox-Hut. Während sie auf uns zukommt, schaut sie etwas unsicher lächelnd unter ihrem Hut hervor. Für mich strahlt sie fast etwas Heiliges aus. Nur zwei Bodyguards eskortieren sie.

Meine Erzieherin Sabine, die erste Liebe meines Lebens, schiebt mich nach vorne, weil ich als Engländer die Sprache spreche und Lady Diana ja irgendwie „meine“ Prinzessin ist. Trotz ihrer Unsicherheit und Verlegenheit spüre ich diese besondere Wirkung, die von dieser ersten prominenten Person ausgeht, der ich begegne. Lady Diana zieht mich sofort in ihren Bann. Selbst jetzt bekomme ich noch Gänsehaut, wenn ich meine Gefühle wieder abrufe.

16

Lady Di kommt immer näher und ich erwarte, dass sie mit ihrem sanften Lächeln an uns vorbeigeht. Aber sie bleibt stehen, schaut mich an, der gerade mal über das Absperrungsseil schauen kann. Ich gucke zu ihr hoch, sie streichelt über meine Wange und ich habe das Gefühl, sie hat mir etwas Unsichtbares gegeben. Ich weiß, es klingt pathetisch. Aber ich bin wirklich ergriffen von dieser Person.

Am Abend folgt logischerweise die ausführliche Berichterstattung über den Aufenthalt der Prinzessin in Berlin in der Tagesschau. Man sieht, wie Lady Diana im Panzer mitfährt, dann bekommt sie einen Porzellanteller überreicht, wofür auch immer, und schließlich ... flaniert sie an uns Kindern entlang und winkt.

Mein Vater, der immer mit dem neuesten Stand der Technik ausgerüstet ist, nimmt die Nachrichten auf Video auf, damit er nochmal überprüfen kann, ob ich zufällig im Bild bin. Und tatsächlich, für eine halbe Sekunde sieht man meinen schwarzen Kinderschopf, zu dem sich Lady Diana extra herunterbeugt. Mein Vater friert diesen Augenblick mit der Pause-Taste ein: „Da – da bist du, Tariq, schau. Du und Diana!“

Wir sind alle *very amused*.

Netzstrümpfe, Miniröcke, enge, tief ausgeschnittene Tops, High Heels oder Leopardenleggings und Overknees – so stehen die Damen jeden Tag zur selben Uhrzeit an der Ampel.

Mit meinen vier Jahren ist unser Wintergarten, eigentlich ein verglaster Balkon, mein Lieblingsort. Von der fünften Etage in dem neuerrichteten Plattenbau, in dem wir wohnen, habe ich einen herrlichen Blick über den kompletten Kurfürsten-Kiez bis zum U-Bahnhof Nollendorfplatz. Der Ku'damm ist nur ein paar Minuten zu Fuß von uns entfernt. Ich lebe in einem sehr zentralen Brennpunkt Westberlins. Vom Osten sind wir nach wie vor durch die Mauer getrennt.

Stundenlang beobachte ich das Leben auf der Straße. Diese zwei aufgebretzelten Damen stellen sich täglich mit hochtoupiertem Haar und Zigarette jeweils auf der gegenüberliegenden Straßenseite hin. Dann schreien sie über die Straße hin und her.

Irgendwann frage ich meine Mutter naiv: „Warum gehen die beiden Frauen nicht über die Kreuzung und reden miteinander, sondern brüllen da über die Straße? Die Ampel ist doch schon längst grün!“

Meine Mutter kann schlecht sagen: „Ja, weißt du, Tariq, das sind Nutten, die auf Freier warten!“ Deswegen erfindet sie rasch eine schlechte Begründung: „Das sind sicher zwei Freundinnen und die warten auf ihre Ehemänner, die sie abholen sollen, um sie zur Arbeit zu bringen.“

Ich denke darüber nach, aber das ergibt keinen Sinn. Irgendwie begreife ich auch als Kind sehr schnell, was wirklich abgeht.

Wenn man, wie ich, mitten auf dem Straßenstrich aufwächst, braucht man keine sexuelle Aufklärung. Es ist das Normalste der Welt, dass auf dem Spielplatz neben den Spritzen der Junkies benutzte Kondome rumliegen. Ein kleiner Gehweg führt zu unserer Grundschule. Wie oft laufe ich an den Büschchen vorbei und eine Prostituierte ist gerade dabei, einem Freier einen zu blasen oder sich mal eben gegen Geld durchschütteln zu lassen. Meist ist die Angelegenheit in zehn Sekunden vorüber.

Meine Mutter legt mir irgendwann in der Grundschulzeit ein Comic-Aufklärungsbuch hin. Darin stehen Dinge wie: „Wenn Papa und Mama Liebe machen, dann läuft das Gesicht von Papa und Mama vor lauter Freude rot an. Und dann kriegen sie ein Kind.“ Den Weg in die Bibliothek hätte sie sich sparen können. Ich sehe die Realität täglich auf meinem Schulweg. Und da läuft niemand rot an.

Wir sind keine Musikerfamilie, aber Musik ist trotzdem omnipräsent. Meine Eltern hören *Kool & the Gang*, *Earth, Wind & Fire*, Gap, Rod Stewart, David Bowie oder Funkmusik. Und wie meine Mutter mir später erzählt, zieht sich der kleine Tariq schon früh an der Box der Anlage hoch, um zur Musik rhythmisch mit dem Windelpopo hin und her zu wackeln.

Meine Erleuchtung habe ich, als meine Mutter mit einer Vinylplatte, dem „Bad“-Album von Michael Jackson, in mein Kinderzimmer kommt. Es ist 1987 und ich bin gerade mal fünf Jahre alt. Als ich die Musik höre, ist mir sofort klar: „Das ist es, was du machen willst!“ Seit-her gibt es in keiner Sekunde mehr einen Plan B für mein Leben.

Jeder kennt dieses klassische Szenario im Kindergarten: Der Kumpel links neben dir sagt: „Ich will Feuerwehrmann werden“, der Kumpel rechts sagt: „Ich will Polizist werden.“ Und der in der Mitte, in dem Fall ich, sagt: „Ich will Michael Jackson werden.“ Den Begriff „Popstar“ kenne ich noch nicht.

Als Sohn einer englischen Mama verstehe ich zwar nicht völlig den Sinn, aber zumindest jedes Wort seiner Texte. Man kann sagen, Michael Jackson war mein Babysitter. Klingt vielleicht nach den Missbrauchs-vorwürfen gegen den Weltstar, der selbst sein Leben lang irgendwie kindlich geblieben ist, etwas eigenartig – aber nicht für mich.

Das „Thriller“-Video mit seinem Storytelling ist so neuartig, es ist ein Meilenstein in der Musikgeschichte. Wenn es auf dem britischen Sender MTV läuft, den wir zu Hause empfangen können, holt es mich auf allen Ebenen komplett ab: das Tanzen, der Gesang, der Rhythmus, der Gruselfaktor, Michael Jackson als Zombie, das Spiel mit dem Bösen.

So ziemlich jeder, der das liest, hat jetzt die Bilder im Kopf, stimmt's? Wenn man das Video heute sieht, könnte man denken: „Was für eine alberne Faschingsparty.“ Aber 1982 durchbricht es weltweit jegliche Grenzen der musikalischen Darstellung des innersten Ichs eines Künstlers. Es setzt neue Maßstäbe. Es ist eine Revolution!

Selbst Lady Diana ist ein Fan von Michael Jackson. Den Song „Dirty Diana“ führt er im Sommer 1987 im bis zum obersten Rand ausverkauften Wembley-Stadion zum ersten Mal live auf. Lady Diana sitzt im VIP-Bereich und 90.000 Menschen rasten hysterisch aus. Ich befinde mich wieder mal in meinen Sommerferien bei meinen Großeltern in England und verfolge das Event und die Flut der Medienberichte wie ein Besessener. Und ich bleibe bis heute besessen von dieser krassen Zeit.

Manchmal denke ich, ich bin im falschen Jahrzehnt geboren. Wenn ich Ende der 60er-Jahre auf die Welt gekommen wäre, dann wäre ich auf dem Peak der 80er-Jahre so 16 oder 17 gewesen. Ein Traum! Ich liebe dieses Jahrzehnt und dessen Popkultur. Je geiler du ausgesehen hast, je durchtrainierter dein Body, je auffälliger die Frisur war, desto mehr haben die Leute dich gefeiert.

Heute ist das anders. Da heißt es gern: „Du bist zu durchgestylt, du bist zu glatt, du bist zu dies oder zu das.“ „Zu“ irgendwas konnte man in den 80-ern gar nicht sein!

Bei dem, was in den Folgejahren mit mir passiert, kann man wirklich von „Fandom“, von einer richtigen Manie reden. Ich habe die Moves, das Ge-habe von Michael Jackson in mich aufgenommen, getrunken, gegessen, geschissen. Aus jeder Pore von mir kommt Michael Jackson himself.

Ich bin besessen.

Ich kleide mich wie der Superstar, ich trage einen Hut und eine Leder-jacke und meine Oma strickt mir einen silbernen Handschuh mit Glitzer-partikeln. Mein schönstes Geschenk!

Nicht dreimal, nicht zehnmal, nein, locker dreißigmal hintereinander ziehe ich mir immer wieder dieselben Songs wie „Billy Jean“ rein, singe

und tanze dazu. Oh, und „Beat It“ ist auch so eine Seelengeschichte für mich. Natürlich kann ich den Moonwalk. Ich tauche komplett ab in diese Welt.

Abgesehen von der Musik triggert mich Michael Jacksons Energie, seine Ausstrahlung. Der Zorn, der Machismo, diese Power, wenn er auf die Bühne geht. Sein Gesichtsausdruck, voller Kraft und Trotz zugleich, und wie er sich provokant in den Schritt fasst – es ist eine unfassbare Form von Gewalt, die da auf mich prallt und mich komplett vereinnahmt. Und gleichzeitig ist da dieser Schmerz in dem Mann und etwas sehr Weiches, fast kindlich Unschuldiges. Der ganze Typ ist eine faszinierende Mischung aus Ehrlichkeit, Pathos, Drama und Genialität und vereint in sich das Nahe und Unnahbare, fast schon Gottgleiche. Mit einem Fingerschnipsen bringt er gefühlt die halbe Weltbevölkerung zum Stillstand oder in die komplette Eskalation. Und mich nimmt er mit auf seine Reise.

Ich möchte wie Michael Jackson sein. Das klingt großenwahnsinnig. Ist es auch. Aber ich orientiere mich an dem größten Weltstar, der Musikgeschichte schreiben wird. Wie soll man im Leben sonst vorankommen, wenn nicht mit „think big“ und einem gewissen Leistungsanspruch an sich selbst? Nicht falsch verstehen: Natürlich vergleiche ich mich nicht mit Michael Jackson. Aber ohne ihn wäre ich nie zur Musik gekommen. Ohne ihn hätte ich vielleicht nicht so hart an mir gearbeitet. Das ist die andere Seite der Medaille, die man auch sehen muss.

Wahrscheinlich denken meine Freunde spätestens ab dem Moment, als ich in meinem Michael-Jackson-Outfit mit dem silbernen Handschuh den Moonwalk im Hof tanze, dass ich ein kompletter Spinner bin. Und da haben sie ja auch recht.

Ich glaube, Spinner zu sein ist wichtig. Es ist eine Grundvoraussetzung, wenn du deinen Traum, dein Ziel, verwirklichen möchtest – gerade in unserer Branche. Es gehört Mut dazu, an etwas absolut Unkonventionelles zu glauben und den unbedingten Willen zu haben, es umzusetzen. Nur dann bin ich bereit, viele Extra-Meilen zu gehen, über den Tellerrand hinauszuschauen und zu mir selbst zu sagen: „Warum

nicht? Warum soll ich nicht ein Musiker, ein Sänger, ein Weltstar werden?“

Der Spott und das Gelächter prallen an mir ab wie an einem Schutzhelm. Ich habe mit meinem Vater und meiner Mutter eine gute „Base“. Wenn sie mich dabei ertappen, wie ich mich vor dem Spiegel zur Musik von Michael Jackson bewege und singe, hörte ich nie „Jetzt ist aber Schluss damit!“ Sie nehmen mich für voll und sehen: Der Junge brennt für die Musik.

Zu Weihnachten bekomme ich ein Keyboard und kündige groß an, ich hätte ein paar Songs geschrieben, die ich der Familie nun zum Besten geben möchte. Die bestehen nur aus vier Tönen, aber meine Eltern klatschen und freuen sich für mich. Meine Mutter möchte sogar von mir den Moonwalk lernen. Sie zeigt Interesse an dem, was mich bewegt, auch wenn ihre Gedanken sich vielleicht um ganz andere Dinge drehen.

Diese positive Reaktion meiner Eltern auf meine Leidenschaft, gepaart mit der Erinnerung an meine Aufgaben, ist in der Rückschau enorm wichtig für meine Entwicklung. Denn so lerne ich, eine Vision zu verfolgen und gleichzeitig einen realistischen Blick aufs Leben und mich selbst zu behalten.



Cloud

2

DER GERUCH VON NIKOTIN UND TRÄNEN

23 —

Ein lauter Knall reißt mich aus dem Schlaf. Ich setze mich ruckartig im Bett auf. Jetzt höre ich hysterisches Geschrei und das Scheppern von durch die Gegend fliegenden Gegenständen. Durch den Türschlitz sehe ich im Wohnzimmer Licht und hin und her huschende Schattengestalten. Ich bin 7 Jahre alt und kenne das Szenario nur zu gut, das sich seit Jahren so oder ähnlich in fast regelmäßigen Abständen bei uns zu Hause abspielt: Meine Mutter und mein Vater haben sich wieder mal in den Haaren.

Es ist etwa 5 Uhr morgens. Mein Vater arbeitet im Gastgewerbe und ist wohl wie so oft mit seinen Kollegen noch um die Häuser gezogen. Sein Trinkgeld hat er versoffen. Natürlich. Sein lautes, aggressives

Gelalle dröhnt durch die dünnen Wände. Schon eine Weile presse ich meine Hände so fest gegen meine Ohren, wie ich kann, und trotzdem kann ich alles hören, auch viele Kraftausdrücke. Vor Angst laufen mir dicke Tränen über die Wangen.

„Du elender Betrüger!“, heult meine Mutter laut und verzweifelt, „Statt das Geld nach Hause zu bringen, treibst du's lieber mit irgendwelchen Nutten!“

„Ja, ja, du bilde dir nur Blödsinn ein!“

„Wie kommt denn sonst der Lippenstift auf deinen Hemdkragen, hä? Du bist wirklich das Letzte.“

Am liebsten würde ich mir die Decke über den Kopf ziehen und mich verstecken. So tun, als wäre das alles gar nicht real. Bisher habe ich mich bei ihren lautstarken Streitereien immer erst rausgetraut, wenn die Schlacht vorüber war. Doch die Sorge, dass mein Vater meiner Mutter etwas Schlimmes antun könnte, ist auf einmal größer als meine Furcht. Mit meinen 7 Jahren nehme ich allen Mut zusammen, stehe auf und öffne die Tür.

24 „Mama!“

Beide halten inne, als sie mich hören. Ein paar Sekunden lang starren sie mich nur an. Schließlich steht mein Vater auf und kommt auf mich zu. Sein Hemd hängt in Streifen an ihm herunter, anscheinend hat meine Mutter es zerrissen. Er legt mir seine riesige Hand auf die Schulter – aber nicht, um mich zu trösten, sondern um mich wieder zurück in mein Zimmer zu schieben: „Geh wieder da rein, hau ab!“

Aber ich bleibe stehen. „Hört auf! Bitte.“

„Tariq, hörst du nicht?“

Doch obwohl ich die Hosen gehörig voll habe, spüre ich, dass ich kleiner Knirps eine Wirkung habe. Ich habe in den Augen meines Vaters so etwas wie Verunsicherung aufflackern sehen, oder eine Art Selbsterkenntnis, weil ich ihm kurz den Spiegel vorgehalten habe. Er schwingt noch ein paar Sprüche wie: „Seid nicht so undankbar! Ich arbeite mir für euch kaputt! Wo wärt ihr denn ohne mich!?“ Und dann spaltet sich das Kriegslager langsam auf.

Wir leben in einer Zweizimmerwohnung. Das heißt, viele Möglichkeiten, sich aus dem Weg zu gehen, gibt es nicht. Meine Mutter

verschwindet in die Küche. Mein Vater lässt sich auf das Sofa im Wohnzimmer plumpsen und zündet sich eine Zigarette an.

Ich kann jetzt sowieso nicht mehr schlafen, deshalb gehe ich zu meiner Mutter, um nach ihr zu sehen. Es ist eigentlich immer dasselbe nach so einem Streit: Ich öffne die Küchentür und dieser Geruch kriecht in meiner Nase hoch, den ich nie vergessen kann: Nikotin gemischt mit Tränen. Ich kann diesen Geruch bis heute abrufen und er löst immer wieder dasselbe Gefühl der Traurigkeit in mir aus.

Wir haben in unserer kleinen Küche einen Ausklapptisch, auf dem nun ein Glas Wein steht. Meine Mutter sitzt in einer Rauchwolke auf dem Stuhl, eine Zigarette in der Hand. Ihre Wimpertusche ist komplett über ihr Gesicht verschmiert und ihre Augen sind vom Weinen verschwollen. Sie sieht mich traurig an: „Komm her, mein Junge. Wie geht es dir?“

Selbst in ihrem desolaten Zustand versucht sie in erster Linie, mich zu beruhigen. Doch ich möchte eigentlich nur wissen, ob es ihr gut geht. Mit der Zigarette zwischen ihren Fingern streicht sie mir über den Kopf und nimmt mich in den Arm: „Es ist alles gut.“

Und ich weiß, dass es tatsächlich so ist und dass meine Eltern sich trotz dieser häufigen und lauten Streitereien lieben. Oft enden ihre Fights damit, dass mein Vater ebenfalls anfängt zu weinen. Manchmal setzt sich meine Mutter nach dem „Gefecht“ auf seinen Schoß und legt ihre Arme um ihn, und so bleiben sie dann lange sitzen und halten sich einfach fest.

Am nächsten Tag bügelt sie seine Hemden, als ob nichts gewesen wäre. Und wenn er zur Arbeit geht, gibt sie ihm den obligatorischen Kuss auf den Mund.

Meinen Vater treffe ich meist irgendwo zwischen Klo und Schlafzimmer, wenn ich von der Schule nach Hause komme und er zu seiner Arbeit als Koch im italienischen Restaurant geht.

Zulfiqar, der Name steht für „enorme Kraft und Widerstandsfähigkeit“ und die braucht mein Vater auch sein Leben lang. Er ist als Ältestes

von sechs Kindern in Pakistan geboren, was in der islamischen Kultur einen ganz anderen Stellenwert hat als hier. Ihm ist die dominante Alpha-Position ebenso in die Wiege gelegt worden wie die Rolle als „Altersversorger“. Und so zieht er mit 17 Jahren allein als Einziger der gesamten Familie nach Deutschland, um Geld für seine Eltern und seine Geschwister zu erwirtschaften (und nicht um Party zu machen, was er dann aber äußerst intensiv tut). Als er ohne jegliche Deutschkenntnisse in Berlin ankommt, durchläuft er einige Stationen: Fabrikarbeiter, Hausmeister ... bis ihn sein zukünftiger Chef im „Piccolo Mondo“ als Tellerwäscher einstellt. Die nächsten Jahrzehnte wird er sich als höchst loyaler Mitarbeiter zu einem der begehrtesten Chefköche Berlins hocharbeiten, obwohl er keine Ausbildung hat. Von seinem Verdienst kann er ein Haus für den gesamten Clan in Pakistan bauen.

Als mein Vater nach kurzer Zeit in Berlin das süße Au Pair-Mädchen Evelyn aus England kennen und lieben lernt, das später meine Mama werden soll, prallen zwei völlig unterschiedliche Welten aufeinander. Meine Mutter verdient ihr eigenes Geld, mein Vater kennt bis dato nur Frauen, die zu Hause den Haushalt machen. Sie ist die Vernünftige, er bleibt gefühlt bis heute charakterlich und emotional irgendwo in seinem 16. Lebensjahr hängen.

Geld und Status haben bei ihm aufgrund seiner Herkunft einen hohen Stellenwert; er braucht immer Kohle für die Familie in Pakistan: Heiratet die Nichte, muss er etwas beisteuern. Bekommt die Schwester ein Baby, muss der Onkel das Kind bis zur Volljährigkeit mitfinanzieren. Seine Mutter versorgt er bis zu ihrem Lebensende. So gehört sich das für einen ersten Sohn. Was er sonst noch so alles mit dem Geld treibt, soll ich erst viel später erfahren.

Mein Vater legt sehr großen Wert auf sein Aussehen. Er ist extrem gepflegt. Sein schwarzes Haar legt er sorgfältig mit jeder Menge Gel zurecht. Den Duft seines Aftershaves „Aramis“ habe ich heute noch in der Nase. Meine Mutter bügelt täglich seine Kleidung und legt sie ihm ordentlich gefaltet bereit, damit er sich, wenn er aufsteht, sofort einkleiden kann. Zu uns nach Hause kommt alle paar Monate ein Herrenausstatter, um meinen Vater mit neuer Ware zu beliefern, seien

es elegante Jacketts oder neue Einreiher. Witzigerweise wirft mir mein Vater heute gelegentlich vor, ich gäbe zu viel Geld für Klamotten aus.

Nach der Arbeit zieht er mit Kollegen um die Häuser, raucht und trinkt, bis in die Morgenstunden. Dank seines ausgelassenen Lifestyles setzt er mit Ende 20 ein kleines Bäuchlein an. Aber meine Mutter steht dennoch auf ihren Zulfiqar, der das Tanzbein so sexy schwingt, dass nicht nur seine junge Ehefrau ihn den „John Travolta von Berlin“ nennt.

Leider bleibt es nicht beim Feiern. Schon in den frühen 1980er-Jahren nimmt ein älterer Freund aus der Heimat meinen Vater in die Spielhölle mit. Zigaretten, Alkohol und Zocken – dafür ist er vielleicht besonders anfällig, denn das kennt er nicht aus seinem Dorf. Seitdem kämpft er mit seiner Sucht. Ohne dieses kranke Faible wäre mein Vater heute höchstwahrscheinlich mehrfacher Millionär.

Als meine Mutter mit mir schwanger ist, verspielt er rund 100.000 D-Mark. Das ist Ende 1981 ein Vermögen, davon konnte man damals ein Haus kaufen. Irgendwann hält meine Mama es nicht mehr aus und verlässt ihn das erste Mal. Sie kehrt mit mir im Bauch zu ihren Eltern nach England zurück. So ist aus mir kein geborener Berliner, sondern ein „Inselaffe“ geworden. Mein Vater kämpft um seine kleine Familie, fährt immer wieder nach England und erobert sie schließlich zurück. 1984 ziehen wir wieder nach Berlin.

Die starke Maskulinität, die mein Vater in den paar Sekunden ausstrahlt, die wir uns am Tag begegnen, prägt mich sehr. Seine bloße Erscheinung, sein cooles, machomäßiges Gehabe übt einen unfassbar starken Effekt auf mich aus, obwohl er so gut wie gar nicht aktiv an meiner Erziehung teilnimmt. Seine bloße Anwesenheit reicht, um ihn für mich zur absoluten Autoritätsperson zu machen. Wenn ich sein lautes Schnarchen höre oder seine Ausdünstungen von Alkohol und Aftershave rieche, fürchte ich mich ein bisschen vor ihm, so als ob im Schlafzimmer meiner Eltern ein Löwe liegen würde.

Mit ihm auf der Couch zu sitzen und fernzusehen ist für mich das Größte. Am krassesten ist es, wenn ich einen Schluck aus seiner Cola

nehmen darf. Schon von klein auf schickt mich meine Mutter öfter los, um meinen Vater mittags aus dem Bett zu holen. „Papa, Papa, aufwachen, aufwachen!“, rufe ich und er packt mich dann immer im Halbschlaf wie ein Kuscheltier und drückt mich an sich. Das sind die Augenblicke der Zuneigung, die ich erinnere – im Halbschlaf, noch im Delirium von der letzten, langen, feuchten Nacht.

Mein Vater hat mir bis heute nie sagen können, dass er mich liebt. Selbst wenn ich Einsen nach Hause bringe, gibt es von ihm kein Lob. „Mein Sohn, ich bin stolz auf dich!“, das bekomme ich nie zu hören. Er ist kein Eisblock, ab und zu kneift er mich in die Wange oder streicht mir über den Kopf. Aber selbst wenn er zu Hause ist, ist er gefühlsmäßig für mich unerreichbar. Das Paradoxe ist: Ich weiß trotzdem, dass er mich auf seine Art über alles liebt.

Als meine Mutter und ich mal zum Essen in das „Piccolo Mondo“ gehen, wo er kocht, erzählt mir das Personal: „Dein Vater kann nicht aufhören, über dich zu reden. Du bist sein einziges Thema! Die ganze Zeit geht es ‚Mein Sohn hat eine Eins geschrieben!‘, ‚Mein Sohn hat den Lesewettbewerb gewonnen und ist der Beste in der Schule!‘, ‚Mein Sohn singt so gut, der wird mal ein Popstar!‘“

Ich bin baff, dass mein Papa offenbar doch stolz auf mich ist. Andererseits geht es ihm aber auch um den Status, wenn er mit meinen Erfolgen vor anderen prahlen kann – nach dem Motto: „Hier, schaut, was der Pakistaner und sein Sohn in Deutschland erreichen!“

Mein Vater ist viel mehr als nur dieser testosterongefüllte Übermann, als der er sich zeigt, wenn er zu viel getrunken hat. Er ist kein einfacher Mensch, aber er hat auch liebevolle Seiten. Er kann sehr lustig sein, und ich weiß, dass er mich und meine Mutter liebt und dass wir ihm wichtig sind. Am Ende des Tages ist auch er nur ein kleines Menschenkind, wie wir alle, voller Gefühle und Enttäuschungen, vielleicht auch über sich selbst.

Und so habe ich schon in sehr jungen Jahren, wenn auch natürlich nicht bewusst, eine Sache begriffen: Menschen und ihre Beziehungen zueinander sind komplexer, als man annimmt. Das hat mich sehr geprägt. Wenn nur das wirklich laute, teilweise gewalttätige Streiten der normale „Way of Life“ in unserer Familie gewesen wäre, dann wäre,

glaube ich, aus mir ein ganz anderer Mensch geworden. Aber so war die Liebe trotz alledem immer allgegenwärtig.

In der Kurfürstenstraße leben wir in einem Schmelzriegel der Kulturen, Gesellschaftsschichten, Farben und Sprachen. So ziemlich alle Nationen treffen in unserem Mikrokosmos aufeinander: Polen, Russen, Araber, Türken, Koreaner, Iraner, Iraker, Chinesen, Deutsche und Ur-Berliner, Afrikaner ... oder eben auch Buntgemischte, wie ich einer bin. Wenn man weltoffene Menschen heranzüchten will, gibt es kein besseres Gewächshaus als unseren Block, ein damals äußerst moderner Wohnkomplex, in dem gilt: „Wirf sie alle zusammen und sie müssen miteinander klarkommen.“

Schon als vierjähriger Junge bekomme ich Zeichnungen und später Liebesbriefe von den Mädchen in meinem Block. Sie klingeln an die Tür und fragen: „Kommst du runter in den Hof, Tariq?“ Ich hänge am liebsten mit Mädchen ab, weil wir dieselben Leidenschaften teilen: Musik und Tanzen. „Tariq and his girls!“, grinst mein Onkel Malcolm öfter vielsagend, wenn er uns aus England besuchen kommt.

Mit meinem Sandkastenkumpel Sam bin ich seit damals ungebrochen eng befreundet. Wobei „befreundet“ bei uns eindeutig ein Understatement ist. Sam ist Perser und hat zwei Brüder. Wenn ihn allerdings jemand fragt, wie viele Geschwister er habe, antwortet er mit ernster Miene: „Ich habe drei Brüder.“ Das berührt mich. Auch für mich ist Sam ein wichtiger Teil meiner Familie. Seit 40 Jahren sind wir eiserne Verbündete. Ebenso wie meine anderen treuen Wegbegleiter Tobi, Freddy, Laura, Adnan und Singmin. Diese Menschen sind mein Schutz, mein Halt, meine Freude, und sie geben meinem Leben einen Sinn.

Und es gibt noch eine andere Sache, die mir Halt gibt und positive Werte vermittelt: der Glaube an Gott.

Meine Mutter kommt aus einem absolut ungläubigen Elternhaus. Religion hat in ihrer Familie nie eine Rolle gespielt, nicht mal der pseudomäßige Kirchenbesuch zu Heiligabend. In der Kurfürstenstraße, also am Strich, wo wir wohnen, gibt es um die Ecke einen recht

spartanischen kleinen Spielplatz, bestehend aus einem Klettergerüst, einer Rutsche und einem Sandkasten. Für alle Kids aus der Nachbarschaft ist das unsere kleine Welt. Und als wir noch sehr klein sind, sind natürlich die Eltern, beziehungsweise im Regelfall die Mütter, mit auf dem Spielplatz und sitzen auf den Bänken, während die Kinder spielen.

Meine Mutter freundet sich mit Marion an, der Mutter von Carolin, einer meiner Buddelkasten-Freundinnen. Auch Marion ist absolut unchristlich erzogen und hat gar keinen Bezug zum Glauben. Nun sitzen sie aber jeden Tag stundenlang da auf den Bänken und unterhalten sich buchstäblich über Gott und die Welt. Aus reiner Neugier, vielleicht sogar auch Langeweile, fangen sie an, sich intensiver mit der Frage nach dem Sinn des Lebens und mit dem Glauben und Gott zu befassen. Irgendwann bringt eine von beiden eine Bibel mit und sie beginnen darin zu lesen, auf der Suche nach irgendwas.

Bald stellen sie sich die Frage: „Wo finden wir Leute, die so drauf sind wie wir?“ Sie machen sich auf die Suche nach einer christlichen Gemeinde. Ich erinnere mich noch, dass wir, als ich so 4 oder 5 war, mit Caro und unseren Müttern gefühlt mit der U-Bahn ans andere Ende der Welt gefahren sind, um mal hier, mal da irgendwelche Kirchen zu besuchen. Wahrscheinlich waren es in Wirklichkeit meist nur vier Haltestellen.

Schließlich landen wir in der Friedenskirche in der Bismarckstraße. Und ab da sind wir jahrelang fester Bestandteil dieser Gemeinde und gehen wirklich jeden Sonntag zum Gottesdienst, aber auch zu anderen Veranstaltungen dort. Ich besuche die Kinderstunde und später die Jungschar. Mein Vater stellt sich glücklicherweise nicht quer. Er ist geborener Moslem, aber so ziemlich der un-praktizierendste, den man sich vorstellen kann, mit einem völlig konträren Lifestyle. Er hat auch noch nie in seinem Leben gebetet. Doch er hat die Weitsicht, zu sagen: „Ich habe keine in mir verankerte Religiosität, die ich meinem Sohn vermitteln könnte. Aber bevor er gar keine spirituelle Bindung hat, übernimm du das.“ Also, so übersetze ich es mir zumindest.

So darf ich als Sohn eines Moslems fester Bestandteil dieser christlichen Gemeinde sein. Mein Vater lässt ab und zu mal einen kleinen Kommentar am Rande ab, aber generell toleriert und akzeptiert er, dass

wir das machen. Das ist wirklich ungewöhnlich und das rechne ich ihm hoch an. Vor allem hat er ja meine Mutter so nicht „eingekauft“.

Jede Gemeinde hat ihre Stärken und Schwächen, aber im Großen und Ganzen ist es gut in der Friedenskirche. Im Gottesdienst gibt es verhältnismäßig moderne Musik und alltagstaugliche Predigten. Diese Zeit prägt bei mir eine tiefe Bindung zu Gott und zu Jesus. Es ist natürlich für einen Elf-, Zwölfjährigen nicht immer das Coolste, am Sonntag in die Kirche zu gehen und über die Woche Bibelverse auswendig zu lernen. Aber wenn ich daran zurückdenke, hat das etwas ganz Wohliges. Das ist für mich die beste Selbstkontrolle, wenn ich 30 Jahre später hinfühle und merke: Ja, das war eine gute Zeit. Und selbst das Bibelverse-lernen war rückblickend gar nicht das Blödeste, weil ich sie immer noch abrufen kann und sie mir in schwierigen Situationen helfen.

Auch ein sehr prägendes Erlebnis für mich ist es, mit 8 oder 9 Jahren dabei zu sein, wie meine Mutter sich taufen lässt. Gerade auch als der wasserscheue Junge, der ich damals bin, beeindruckt mich das sehr.

In meinen späteren Teenie-Jahren endet die Gemeindezeit, aber durch Gottes Segen verlor ich nie auch nur ansatzweise den Draht zu ihm. Für mich ist es elementar wichtig zu wissen: Es gibt einen Gott, er ist da, er wacht über mich, Jesus liebt mich, er ist überall bei mir, wo ich bin. Es vergeht kein Tag, vielleicht sogar keine Stunde, in der ich mir dessen nicht bewusst bin. Und das trägt mich durch mein ganzes Leben.

Auf der Klassenfahrt mit 8 Jahren habe ich den ersten Auftritt meines Lebens. Am letzten Tag der Woche ist „Disco-Abend“. Es wird Musik aufgelegt und alle Kinder tanzen wild herum. Ich wünsche mir natürlich „Bad“ von Michael Jackson. Den silbernen Handschuh habe ich selbststredend dabei, wie immer, und nun fange ich an mit der Choreografie, die ich seit Monaten vor dem Spiegel eingeübt habe. Rasch bildet sich ein Kreis um mich. Meine Mitschüler und die Lehrer schauen mir zu. Ich fühle mich in diesem Moment unglaublich wohl und glücklich. Wie in Trance und gleichzeitig total präsent. Es fühlt sich komplett *richtig* an.

Danach johlen und applaudieren alle. Ein paar Mädchen aus meiner Klasse geben mir einen Kuss auf die Wange. Es ist ein unschuldiger, kindlicher Moment, aber gleichzeitig ist es auch ein Schlüsselmoment und der erste bedeutsame Stein im Fundament meiner späteren Karriere.

Und bald folgt der Nächste: Da ich die Bravo wegen der Nacktbilder nicht kaufen darf, frage ich meine ältere Cousine Rahela ganz nett: „Kannst du mir das Michael-Jackson-Poster aus dem Heft geben?“

„Nur, wenn du mir ein *New Kids On The Block*-Poster klarmachst.“ Dabei liest sie weiter in ihrer Bravo und guckt mich nicht mal an. *Wie gemein.*

Gezwungenermaßen muss ich mich wegen dieser erpresserischen Maßnahme mit dem Boyband-Thema auseinandersetzen – und bin bald *on fire*. Inzwischen musste ich mir nämlich eingestehen: „Einen wie Michael Jackson wird es im gesamten Universum nur einmal geben.“ Ich brauche realistischere Ziele. Und was kommt in irdischer Form am Ehesten an den größten Entertainer aller Zeiten heran? BOYBANDS! Sie kopieren die tollen Tanzshows, die virtuose Akrobatik und die genialen Choreografien zu energiegeladener Musik und lösen damit leidenschaftliche Hysterie bei den Girls und auch einigen Boys aus. Ich bin der Ansicht: *Ich könnte locker einer von denen sein.* Und so kommt es, dass ich nach Michael Jackson der besessenste *New Kids On The Block*-Fan „*on the block*“ werde.

Sobald ich nach der Schule zu Hause bin, läuft immer MTV, später dann auch VIVA, und die Musikvideos der *NKOTB*, *Backstreet Boys*, *East 17*, *Take That* und wie sie alle heißen, flimmern über den Bildschirm. Egal, ob ich in der Küche mein Essen aufwärme oder im Badezimmer vor dem Spiegel bin, ich singe und tanze dazu. Ich ziehe mir auch Batman-, Superman-Filme rein und kopiere die Attitüde der Superhelden.

So gehyped marschiere ich dann in meiner schwarzen Lederjacke, dem schwarzen Shirt und dem gegelten Haar höchst lässig auf den Hof unseres Plattenbaus. Dort treffe ich auf meine Kumpels – und auf die kichernden Girls auf den anderen Bänken. Ich setze meinen coolsten John-Travolta-Blick auf. *Die finden mich sicher süß.* Von pubertärer Unsicherheit keine Spur, zumindest nicht nach außen. Dass die Mädchen

mich schon irgendwie abgefahren finden, aber auch für einen ziemlich selbstverliebten Typen halten, sagen sie mir noch nicht.

Dafür sind meine mir durchaus wohlgesonnenen Freunde erleichternd ehrlich: „Alter, du bist echt ein Spinner.“

Das löst bei mir maximal einverständnisloses „Hä?“ aus: „Hey, Leute, ich werde mal in einer Boyband sein!“, sage ich im Brustton der Überzeugung. „Nicht ‚ich will‘, sondern ‚ich *werde*‘, versteht ihr?“

Sie schütteln grinsend die Häupter. Einer von ihnen meint: „Du bist echt ein Freak, Tariq!“ Und der Nächste: „Schnall’s doch, Tariq. Das hier ist nicht in Hollywood oder Disneyland, sondern die Kurfürstenstraße, Digger. Sozialer Brennpunkt, schon vergessen?“

Anders, als meine Freunde denken, habe ich eine durchaus realistische Wahrnehmung meiner selbst. Und einen riesengroßen Glauben: Der liebe Gott hat mir den Wunsch ins Herz gelegt, Popstar zu werden, da bin ich sicher. Und wenn er sowas tut, dann passiert das auch. Ich werde meine Mission auf dieser Welt erfüllen, Lieder zu schreiben und zu singen, die andere Menschen in irgendeiner Weise bewegen, unterhalten und im besten Fall motivieren.